

Charlotte Gardener

Lady Arrington und der Weihnachtsmord

Liebe Leserin, lieber Leser,

vielen Dank, dass du dich für ein Buch von beTHRILLED entschieden hast. Damit du mit jedem unserer Krimis und Thriller spannende Lesestunden genießen kannst, haben wir die Bücher in unserem Programm sorgfältig ausgewählt und lektoriert.

Wir freuen uns, wenn du Teil der beTHRILLED-Community werden und dich mit uns und anderen Krimi-Fans austauschen möchtest. Du findest uns unter be-thrilled.de oder auf Instagram und Facebook.

Du möchtest nie wieder neue Bücher aus unserem Programm, Gewinnspiele und Preis-Aktionen verpassen? Dann melde dich auf be-thrilled.de/newsletter für unseren kostenlosen Newsletter an.

Spannende Lesestunden und viel Spaß beim Miträtseln!

Dein beTHRILLED-Team

Melde dich hier für unseren Newsletter an:



Weitere Titel der Autorin

Lady Arrington und der tote Kavalier

Lady Arrington und die tödliche Melodie

Lady Arrington und die rätselhafte Statue

Lady Arrington und ein Mord auf dem Laufsteg

Lady Arrington und der dunkle Schatten des Mondes

Über die Autorin

Charlotte Gardener ist eine englische Autorin. Nachdem sie mehr als dreißig Jahre in London am Theater gearbeitet hat, ist sie nun ins wunderschöne Brighton zurückgekehrt, den Ort ihrer Kindheit. Hier hat sie auch endlich die Ruhe gefunden, um ihr Hobby zum Beruf zu machen: Das Schreiben von Kriminalromanen. Und wenn sie nicht gerade in einem kleinen Café an einem ihrer Romane tüftelt, liebt sie es, mit ihrem Hund Scofield lange Spaziergänge am Strand zu unternehmen.

Charlotte Gardener
Lady Arrington
und der Weihnachtsmord

Ein weihnachtlicher Kreuzfahrt-Krimi



beTHRILLED

Vollständige ePub-to-Print-Ausgabe des in der Bastei Lübbe AG
erschienenen eBooks »Lady Arrington und der Weihnachtsmord« von
Charlotte Gardener

beTHRILLED by Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Copyright © 2023 by

Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6 – 20, 51063 Köln

Textredaktion: Andreas Zinßner

Umschlaggestaltung: Kirstin Osenau unter Verwendung von Motiven

© Shutterstock.com

Satz: 3w+p GmbH, Rimpf (www.3wplusp.de)

Gesetzt aus der Adobe Caslon Pro

Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7413-0393-7

be-thrilled.de

lesejury.de

1

Er rannte in Panik über die Korridore. Das Poltern seiner Stiefel auf den stilvoll gemusterten Teppichen erschütterte die Stille, die zu dieser späten Stunde auf dem Schiff herrschte. Unter dem roten Mantel wölbte sich sein Bauch. Er drängte gegen den schwarzen Gürtel und wackelte bei den hastigen Schritten hin und her. In den Manteltaschen klirrte es, wie Glas, das gegen Glas stieß. Der weiße Fellaufsatz an Ärmeln und Hosenbeinen schimmerte im trüben Licht des Flurs. Der braune Sack aus grobem Leinen, dessen verschnürte Öffnung er mit beiden Händen umklammert hielt, hüpfte ihm auf dem Rücken. Es klapperte jedes Mal, wenn er ihm ins Kreuz prallte, als wollte er ihn zusätzlich zur Eile antreiben. Weicher, dabei nicht weniger drängend, peitschte der Bommel am Zipfel seiner Mütze auf ihn ein, unter der schneeweißes Haar hervorwallte. Aber schneller konnte er nicht. Mit prustenden Atemstößen schnaufte er in seinen weißen Bart. Dieser reichte ihm bis auf die Brust und ließ nur wenig von seinem Gesicht frei, seine knollige Nase, einen Teil der Wangen und die Stirn. All dies glänzte fast so rot wie sein Mantel. Seine Haut war feucht vom Schweiß, den die Anstrengung ihm aus den Poren trieb — und die Angst, die in seinen blauen, von dichten Brauen überzogenen Augen stand.

Er achtete weder auf die Bilder und Reliefs von Meeres- und Tierdarstellungen, an denen er vorbeihastete, noch auf den künstlichen Schnee, die Tannenzweige, rot-weißen Girlanden und die sonstige Weihnachtsdekorati-

on, mit der die holzgetäfelten Gänge geschmückt waren. Die stimmungsvolle Atmosphäre, die sie verbreitete, passte ganz und gar nicht zu seiner Aufregung. Beinahe wirkte es unverschämte, dass er sie durch solche Unruhe störte. Aber auch das scherte ihn in seiner Hetze nicht. Sein ganzer Wille war darauf ausgerichtet, voranzukommen. Auch wenn er mehrmals stolperte und beinahe gefallen wäre, verlangsamte er sein Tempo nicht. Immer wieder warf er hektische Blicke über die Schulter. Wobei es nicht schien, als würde ihn jemand verfolgen. Nur einige Nachtschwärmer, die sich in den Bars und dem Nachtclub der *Queen Anne* vergnügt hatten und auf dem Weg in ihre Kabinen waren, wunderten sich über ihn und fragten sich, ob diese sonderbare Erscheinung auf den übermäßigen Genuss von Champagner und Cocktails zurückzuführen war. Einige lachten oder riefen ihm nach, ob er hinter dem Christkind her oder von seinem Schlitten gefallen sei.

Doch seine Eile wirkte nicht, als fürchte er, zu spät zum Fest zu kommen und Weihnachten zu verpassen. Auch nicht, als seien ihm seine Rentiere durchgegangen. Vielmehr hätte man glauben können, ihm sei der Grinch auf den Fersen. Das Ende des Korridors, durch den er stürmte, war nicht weit entfernt. Von dort aus strahlte ihm die Grand Lobby mit bunten Lichtern entgegen.

Er stürzte auf sie zu, als hoffte er, dort Rettung und Sicherheit zu finden.

2

»Mami, was hat denn der Weihnachtsmann?«

Die Grand Lobby, immer eindrucksvoll mit ihren Säulen, ihren geschwungenen Treppen und Emporen, war niemals so prachtvoll gewesen wie jetzt. Ihre Mitte nahm ein riesiger Weihnachtsbaum ein. Seine ausladenden, dicht begrüneten Äste waren über und über mit glänzenden Kugeln behangen, mit kleinen Engeln und Glöckchen, mit Lametta in Gold und Silber. Eine Lichterkette mit weißen und roten Kerzen umwand ihn von seinem Fuß bis hinauf zu seiner Spitze. Sie war mit einem Stern gekrönt und reckte sich fast bis an das Bronzere Relief, das hoch über der Lobby prangte und die *Queen Anne* umgeben von Wellen und einem Strahlenkranz zeigte. Vor dem Baum lag eine Vielzahl von Päckchen und Paketen in Geschenkpapier aufgetürmt. Neben ihnen war eine hölzerne Krippe aufgebaut. Als lebensgroße Figuren umstanden Maria und Josef gerührt das auf Stroh gebettete Jesuskind. Hirten, von einem Engel zum Stall von Bethlehem geführt, hielten sich ehrfürchtig bei Ochse und Esel im Hintergrund, während sich die drei Weisen aus dem Morgenland anschickten, dem Heiland ihre Geschenke darzubringen. Zwischen dem Baum und der Krippe stand ein breiter roter Sessel, der eigentlich ebenfalls zu der festlichen Atmosphäre beitragen sollte.

Stattdessen aber verpasste er ihr einen herben Dämpfer.

In diesem Sessel saß der Weihnachtsmann. Soweit hatte alles seine Ordnung. Schließlich war dieser Platz

dafür gedacht, dass er hier Kinder empfing, um sich zu erkundigen, ob sie brav gewesen waren und was sie sich zu Weihnachten wünschten. Allerdings befand Santa sich ganz und gar nicht in einer Verfassung, in der es ihm möglich gewesen wäre, die Herzen von kleinen Jungen und Mädchen zu rühren und ihnen ein Lächeln auf die Gesichter zu zaubern. Schlaff zusammengesunken hing er schräg zwischen den Armlehnen, kurz davor, schien es, vom Gewicht seines eigenen prallen Bauches auf den Boden gezogen zu werden. Das Kinn war ihm auf die Brust geklappt, als wollte er seine Nase tief in den weißen Wogen seines Bartes vergraben. Seine Mütze saß schief. Ihr Bommel, der bei seinem Lauf auf ihm getanzt hatte, hielt nun still vor seinen geschlossenen Augen. Sein Sack, den er vielleicht an den Sessel gelehnt hatte, war umgekippt. Einige mit Schleifen zugebundene Päckchen waren herausgerutscht, außerdem eine Handvoll rot-weißer Zuckerstangen, oben rund gebogen in der Form von Bischofsstäben. Trotz Geschenken, rot-weißem Mantel und Rauschebart — es war schwer vorstellbar, dass der Weihnachtsmann jemals einen weniger weihnachtlichen Anblick geboten hatte.

Das eine Kind jedenfalls, das gerade vor ihm stand, ein Mädchen an der Hand seiner Mutter, scheute sichtlich davor zurück, sich auf seinen Schoß zu setzen. Falls es den Versuch unternommen hätte, wäre ein Crew-Mitglied eingeschritten, das sich neben dem Sessel aufgestellt hatte und dafür Sorge trug, dass niemand dem reglosen Weihnachtsmann zu nahe kam.

»Der schläft, Ellie«, sagte die Mutter. »Er hat ja vor Weihnachten so viel zu tun, weißt du? Da muss er sich zwischendurch mal ausruhen.«

Ihre Erklärung klang freundlich und geduldig. Anders verhielt es sich mit den Blicken, die sie dem Kapitän

zuwarf, der zusammen mit einer älteren Dame auf der anderen Seite neben dem Weihnachtsbaum stand. Aus ihnen sprach deutliche Missbilligung.

»Können wir ihn aufwecken?«, fragte Ellie, deren braune Haare zu zwei Zöpfen zusammengebunden waren.

»Was?«, rief ihre Mutter beinahe erschrocken, bevor sie sich mit Mühe wieder fasste. »Nein, also ... Das geht nicht.«

»Warum nicht?«

»Na ja«, stammelte sie, eine leicht füllige Frau mit blonder Dauerwelle. »Weil er ...«

Sie drohte, sich vollkommen zu verhaspeln. Da kam ihr die Dame zu Hilfe, die beim Kapitän gestanden hatte und nun zu ihr und ihrer Tochter eilte. Mary Elizabeth Arrington, die als Schriftstellerin zahlreiche Kriminalfälle erfunden und als Ermittlerin viele echte Verbrechen an Bord der *Queen Anne* aufgeklärt hatte, war eine hochgewachsene, schlanke Frau. In ihrem dunklen Kleid strahlte sie eine natürliche Eleganz aus. Obwohl graue Streifen ihr langes schwarzes Haar durchzogen, hätte niemand vermutet, dass sie Mitte sechzig war. Das lag nicht nur an ihrer aufrechten Körperhaltung und ihren dynamischen Bewegungen. Vor allem waren es ihre smaragdgrünen Augen mit dem wachen klaren Blick, die sie deutlich jünger wirken ließen.

Sie beugte sich zu dem Mädchen hinab.

»Hallo, Ellie. Ich bin Mary.«

»Hallo.«

»Ich verstehe, dass du mit dem Weihnachtsmann sprechen willst. Das ist ja auch etwas ganz Besonderes, ihn zu treffen.«

Das Mädchen nickte.

»Aber er ist wirklich sehr erschöpft, weißt du? Er hat die ganze Nacht gearbeitet.«

Es wäre ihr nie eingefallen, dem Mädchen seinen Glauben an den Weihnachtsmann zu nehmen, indem sie darauf hinwies, dass dies lediglich ein normaler Mann in einem Kostüm war. Und schon gar nicht würde sie ihr verraten, dass er möglicherweise nicht bloß schlief, sondern, wie sie fürchtete, niemals wieder aufwachen würde. Bei dieser Verkündung wäre das Kind garantiert in eine solche Verzweiflung gestürzt, dass sich Weihnachten bei ihm zu Hause für alle Zeiten erledigt hatte.

»Aber sobald er wach ist, sagen wir dir sofort Bescheid, okay, Ellie?«

Das Mädchen wirkte enttäuscht, erwiderte jedoch Marys Lächeln.

»Okay!«

Sie winkte dem Mann im Sessel.

»Schlaf gut, Weihnachtsmann!«

Die Mutter nickte Mary zu, dankbar für die Unterstützung. Der Kapitän hingegen erfuhr eine weniger freundliche Behandlung, als sie ihre Tochter aus der Lobby führte.

»Das kann ja wohl nicht sein«, raunte sie ihm zu, »dass dieser Kerl hier seinen Rausch ausschläft. Ich hoffe, Sie regeln das auf der Stelle.«

»Selbstverständlich«, sagte George MacNeill. »Wir werden uns sofort darum kümmern. Bitte entschuldigen Sie vielmals!«

Er rieb sich die Stirn. Wie sein ganzes Gesicht war sie wettergegerbt von langen Jahren auf See. Gerade warf sie zusätzlich noch tiefe Sorgenfalten.

»Das hat mir gerade noch gefehlt«, seufzte er, als Mutter und Tochter außer Hörweite waren. »Reicht es

nicht, dass sie mein ganzes Schiff in ein schwimmendes Weihnachtsdorf verwandeln mussten?«

»Nun ja, George«, merkte Mary an. »Wir sind nun einmal auf einer Weihnachtskreuzfahrt.«

Bis an den Nordpol und damit die angebliche Heimat des Weihnachtsmannes konnte ein Schiff wie die *Queen Anne* nicht gelangen. Dafür wäre, statt eines Luxuskreuzers, ein Eisbrecher nötig gewesen, um die Massen an Packeis zu durchstoßen. Doch gab es schließlich zahllose, wenn auch nicht bewiesene Gerüchte, er habe seinen Wohnsitz ein kleines Stück nach Süden verlegt – und zwar nach Grönland. Genau dorthin würde die Reise also führen. Von Hamburg aus, wo das Schiff dieses Mal abgelegt hatte, hatte es in den letzten Tagen ein gutes Stück des europäischen Nordmeers durchquert und Island bereits hinter sich gelassen. Im weiteren Verlauf würde es entlang der grönländischen Küste durch die Labradorsee und die Baffin Bay bis nach Kanada fahren. Vorbei an Eisbergen in herrlichen Fjorden würde es für Landgänge der über 3.000 Passagiere verschiedene Häfen anlaufen. Dabei würden diese Ausflüge auf die schneebedeckte Insel, wie alles an Bord, vollends unter dem Motto *Weißer Weihnachten* stehen. Dies sollte die Gäste – und die Besatzung – in die richtige Stimmung für das große Fest versetzen, mit dem der Weihnachtstag begangen werden sollte.

Ohne einen Weihnachtsmann, dachte Mary, würde diese Stimmung allerdings weit schwerer aufkommen. Jener im Sessel wirkte jedenfalls nicht, als würde er in nächster Zeit freudig durch irgendwelche Kamine rutschen, selbst wenn die Schornsteine der *Queen Anne* ihm trotz seines Bauchumfangs genügend Platz dafür geboten hätten.

»Das ist mir schon klar«, sagte George. »Aber dieser

ganze Kram, der überall rumsteht und rumhängt — das ist mir einfach zu kitschig und viel zu viel. Von dem Ge-
flimmer da«, er wies auf eine Reihe bunter Lichter, die
an der Brüstung der Galerie über der Lobby blinkten,
»kriege ich Kopfschmerzen. Und jetzt«, er schwenkte
von den Lichtern zu dem Weihnachtsmann, »auch noch
das!«

Es wunderte Mary nicht, dass George, mit dem sie
seit einer ihrer früheren Kreuzfahrten liiert war, kein
Weihnachtsfan war. Feierlichkeiten jeder Art, viele Leu-
te, laute Musik und Aufruhr waren nicht unbedingt sei-
ne Sache. Es war ihm schon unangenehm, wenn seine
Besatzung ihm zu seinem Geburtstag ein Ständchen
brachte. Noch unbehaglicher war es ihm, wenn er sich in
seiner Gala-Uniform bei Empfängen oder Bällen an Bord
unter die Passagiere mischen oder gar eine Rede halten
musste. Dabei war es nicht so, dass er die Passagiere
nicht leiden konnte. Er war schlichtweg ein ruhiger,
nicht gerade geselliger Typ. Am wohlsten fühlte er sich
— abgesehen von der Zeit, die sie beide in seiner oder
ihrer Kabine verbrachten — auf seiner Brücke, wo er zu-
sammen mit seinen Offizieren sein geliebtes Schiff über
den Ozean lenkte. Er war nicht begeistert, wenn etwas
die Routine, den reibungslosen Ablauf einer Kreuzfahrt
störte. Schon gar nicht, wenn es sich um Zwischenfälle
dieser Art handelte.

Mary trat an den Weihnachtsmann heran. Es waren
keinerlei Verletzungen an ihm erkennbar, wobei Blut auf
seinem Mantel aufgrund der Farbe ohnehin nicht sofort
aufgefallen wäre. Sein Gesicht war leicht gerötet, nicht
leichenblass. Auf den ersten Blick hätte man wirklich
meinen können, er schlief. Zu diesem Eindruck passte
allerdings nicht, dass er bei den Unterhaltungen um ihn
herum nicht aufgewacht, sich kein bisschen geregt und

keinerlei Geräusch wie etwa ein Schnarchen von sich gegeben hatte. Auch ließ sich keine Bewegung seines Bauches feststellen, der sich bei jedem Atemzug hätte heben und senken müssen. Bei seinem gewaltigen Wanst wäre das leicht erkennbar gewesen. Aber er hielt vollkommen still und nährte Marys dunkle Ahnungen. Sie schob ihre Hand in seinen Bart. Berührungsängste hatte sie nicht. Sie hatte schon öfter mit Toten zu tun gehabt, wenn auch noch nie mit einem, der als Weihnachtsmann verkleidet war. Dass er tot war, daran hegte sie nur noch einen geringen Zweifel. Dieser schwand vollends, als sie sich durch das dichte Geflecht wühlte und den Hals ertastete, um seinen Puls zu fühlen. Wie erwartet fand sie keinen.

»Er ist tot«, sagte sie zu George.

Der Kapitän holte tief Luft und stieß sie in einem Schnaufen durch seinen grauen Vollbart wieder aus. Wenn dieser auch dicht gewachsen war — an Länge und Fülle konnte George dem Weihnachtsmann in Sachen Gesichtsbehaarung keine Konkurrenz machen.

»Gottverdammte. Das hatte ich befürchtet.«

Er gab dem Stewart, der auf der anderen Seite der Lobby hinter einem Tresen stand, ein Zeichen. Der Stewart nickte und griff zu seinem Telefon, das er neben sich hatte.

»Ich habe ihn vorhin schon gebeten, sich bereitzuhalten und eine Trage zu organisieren, falls der schlimmste Fall tatsächlich eingetreten sein sollte.«

»Gut vorausgedacht.«

Zum Glück war jetzt, am Morgen, in der Lobby noch nicht viel los. Einige wenige Frühaufsteher durchquerten sie auf dem Weg zum Frühstück in einem der Restaurants. Mary, George und das Besatzungsmitglied neben dem Sessel bemühten sich, den Weihnachtsmann vor ihren neugierigen Blicken abzuschirmen. Noch funktio-

nierte das einigermaßen. Sie durften hoffen, dass die meisten ebenfalls glaubten, die Müdigkeit habe ihn nach einer durchzechten Nacht niedergestreckt und der Kapitän und seine Begleiter versuchten lediglich, ihn wieder zu sich zu bringen. Lang aber würde sich diese Strategie nicht aufrechterhalten lassen. Im Laufe des Tages, und zwar schon bald, würde sich die Lobby mit Menschen füllen, die den Baum und die Krippe bestaunen, sich am Tresen nach Bordaktivitäten oder den anstehenden Landgängen erkundigen oder einfach in einer der Sitzgruppen bei den Säulen dem Pianisten lauschen wollten, der Weihnachtslieder spielen würde. Und natürlich würden viele ihre Kinder herbringen, damit sie den Weihnachtsmann treffen konnten. Mary und George durften ihn nicht einfach hier sitzenlassen, bis die Kleinen anfangen, auf ihm herumzuklettern oder ihm am Bart zu ziehen, um ihn aufzuwecken, was ein aussichtsloses Unterfangen gewesen wäre. Sie mussten den Toten so schnell wie möglich fortbringen.

»Mein Gott, der arme Kerl«, sagte George, während sie warteten. »Er wollte nur ein wenig Freude verbreiten.«

Die Verantwortung für ein gigantisches Kreuzfahrtschiff mit Tausenden von Leuten an Bord zu tragen, war immer eine Herausforderung. Da war es verständlich, dass George sich nach unvorhergesehenen Komplikationen wie dieser nicht gerade sehnte. Das hieß jedoch nicht, dass der Tod dieses Mannes ihn nicht berührt hätte — auch wenn er es sicher vorgezogen hätte, er hätte sich ohne Aufsehen in dessen Kabine ereignet.

»Ja«, sagte Mary. »Als er sich dieses Kostüm angezogen hat, hat er bestimmt nicht damit gerechnet, dass er darin sterben würde. Hast du eine Ahnung, wie lang er schon hier sitzt?«

George schüttelte den Kopf.

»Er muss irgendwann im Laufe der Nacht hergelangt sein. Aber wann, kann ich dir nicht sagen.«

Sie schaute zum Stewart hinter dem Tresen, der gerade einigen Passagieren etwas erklärte. Etwas, hoffte sie, das nichts mit dem Weihnachtsmann zu tun hatte.

»War die Lobby denn nicht besetzt? Es hätte doch die ganze Zeit über jemand hier sein müssen.«

»Es gab einen Zwischenfall«, antwortete George. »Ein paar Passagiere haben sich einige Weihnachtsfiguren aus einem der Gänge geschnappt, einen Schneemann und ein Rentier aus Plastik und sie in den Außenpool geworfen. Sie fanden das wohl lustig. Jemand hat dem Stewart Bescheid gesagt und er musste hoch auf Deck 8, um sie herauszufischen und zurück an ihre Plätze zu bringen. Das hat eine Weile gedauert. Als er zurückkam, hat er die Lobby durch den hinteren Eingang betreten, sodass er nicht an dem Sessel vorbeigekommen ist. Von seinem Tresen aus konnte er ihn nicht sehen, weil der Baum ihm die Sicht darauf versperrte. Er hat deshalb gar nicht mitgekriegt, dass der Weihnachtsmann darin saß. Erst ein paar Passagiere, die früh in die Lobby kamen, haben ihn darauf aufmerksam gemacht. Er hat den Weihnachtsmann angesprochen und an der Schulter gefasst und gerüttelt. Aber er hat nicht reagiert. Da hat er mich verständigt, und ich habe sofort dir Bescheid gegeben. Ich hatte schon das Schlimmste gehahnt.«

Das Schlimmste war tatsächlich eingetroffen. Dabei leuchtete Mary ein, dass George die Lobby nicht sofort hatte absperren lassen. Es wäre eine Großaktion gewesen, die mit viel Aufwand und enormen Schwierigkeiten einhergegangen wäre. Schließlich war sie der wichtigste Durchgangspunkt auf dem Schiff. Die unteren Eingänge in den Lobbybereich ließen sich gut kontrollieren. Aber

die Lobby zog sich über drei Decks. Das machte es schwierig, auch die oberen von sämtlichen Passagieren freizuhalten und zu verhindern, dass Schaulustige über die Brüstung spähten. Ganz davon abgesehen hätte es für zusätzliche Aufmerksamkeit gesorgt und im Zuge dessen für Gerüchte, die der weihnachtlichen Atmosphäre nicht gerade förderlich gewesen wären. Es war besser, die Angelegenheit so diskret wie möglich zu regeln – und so schnell wie möglich.

»Glaubst du, er hatte einen Herzinfarkt oder einen Schwächeanfall?«, fragte George.

In seinen Worten schwang die Befürchtung mit, dass es eine andere, möglicherweise gewaltsame Ursache geben, jemand anders seine Finger im Spiel gehabt haben könnte. Ein toter Weihnachtsmann war schrecklich genug. Ein Mörder an Bord hätte die Katastrophe komplett gemacht. Leider hatte George schon des Öfteren die Erfahrung machen müssen, dass ein solcher sich auf der *Queen Anne* herumtrieb. Auch Mary konnte die Möglichkeit nicht ausschließen, so gern sie es auch getan hätte. Es gab einfach zu viele offene Fragen. Neben der, woran der Weihnachtsmann gestorben war, vor allem die, was er mitten in der Nacht in der Grand Lobby getrieben hatte.

»Das werden wir herausfinden«, sagte sie, als gerade zwei weitere Besatzungsmitglieder mit der Trage eintrafen.

»Aber eins nach dem anderen. Erst einmal konzentrieren wir uns darauf, ihn wegzubringen, bevor dieser Vorfall die Runde macht. Ein toter Weihnachtsmann ist schließlich das Letzte, was irgendjemand unter einem Christbaum sehen will.«

3

Wie sich zeigte, gestaltete es sich alles andere als einfach, einen leblosen Weihnachtsmann diskret aus der Lobby zu bringen. Allein schon, ihn aus dem Sessel und auf die Trage zu hieven, war ein enormer Kraftakt gewesen, für den sechs Seeleute nötig waren. Sie war ein wenig zu schmal für ihn, sodass nicht nur seine Arme, sondern auch ein Teil seines Rumpfes an den Seiten herunterhing und sich immer zwei neben ihm halten mussten, damit er nicht herunterrutschte. Zum Glück verfügte die Trage über Rollen, sodass sie ihn nicht schleppen mussten. Sie hatten darauf verzichtet, ihn mit einem Laken zuzudecken, weil dadurch sofort für jeden ersichtlich gewesen wäre, dass jemand gestorben war – und wenn jemand einen Blick auf sein Kostüm erhascht hätte, wäre auch klar gewesen, wer. So konnten sie den erstaunten Passagieren, an denen sie ihn vorüberschoben, zumindest einigermaßen glaubhaft versichern, er habe lediglich einen Schwächeanfall erlitten und sei bald wieder auf den Beinen. Normalerweise hielt Mary nichts von Verstellung und Verschleierung. Aber da sie den Passagieren ansonsten das Weihnachtsfest verdorben hätten, waren sie und George der Meinung, dass eine Notlüge ausnahmsweise in Ordnung ging – obgleich der Mann auf der Trage sie sicher dafür gerügt hätte. Auch mit den sonstigen Bemerkungen, die nun über ihn geäußert wurden, wäre er garantiert nicht einverstanden gewesen.

»Meine Güte, ist der fett.«

Germer betrachtete ihn mit unverhohlenem Ekel.

»Der wiegt bestimmt drei Zentner.«

»Mein lieber Dr. Germer«, sagte Mary. »Ich weiß, dass Sie Ihre medizinische Expertise vorzugsweise dafür einsetzen, die wohlhabenden Passagiere der oberen Klassen von harmlosen Wehwechen zu kurieren und Ihnen nichts so sehr zuwider ist wie die Beschäftigung mit Leichen. Dummerweise gehört sie zu Ihrem Job als Schiffsarzt. Ich wäre Ihnen daher sehr verbunden, wenn Sie aufhören könnten, den Toten zu beleidigen, und stattdessen die Güte hätten, endlich an Ihre Arbeit zu gehen.«

Nachdem sie die Krankenstation erreicht hatten, hatten sie die Trage direkt in die Leichenkammer gerollt. Jedes größere Kreuzfahrtschiff war mit einer solchen ausgestattet, einem kühlen gekachelten Raum mit einer stetig surrenden Lüftungsanlage und metallenen Schubfächern, allein dazu gedacht, menschliche Körper darin aufzubewahren. Schließlich konnte es im Laufe jeder Reise geschehen, dass jemand einen tödlichen Unfall hatte oder einer Erkrankung erlag. Abgesehen davon hatte Mary bereits mehrfach erfahren, dass Kriminelle gern die scheinbar günstige Gelegenheit auf hoher See nutzten, um unliebsame Zeitgenossen gewaltsam aus dem Weg zu räumen.

George hatte seine Leute zurück auf ihre Posten geschickt. Bei dem, was nun anstand, brauchten sie nicht unbedingt Publikum. Zumal sich auch unter dem Personal unvermeidlich das eine oder Tratschmaul fand, das sich nicht darum scherte, wenn der Kapitän seine Besatzung auf Verschwiegenheit einschwor. Nachdem sie gegangen waren, hatten Mary und er sich darangemacht, dem Toten seinen Mantel auszuziehen. Zum einen wollten sie ihn nach Verletzungen absuchen. Zum anderen war es einfach zu verstörend, die ganze Zeit einen toten

Weihnachtsmann vor Augen zu haben. Germer hatte Abstand gehalten und es Molly Prendergast überlassen, ihnen dabei zur Hand zu gehen. Sie war nicht nur Germers Sprechstundenhilfe und Arzthelferin, sondern, wie Mary wusste, auch seine Bettgefährtin. Sie verkniff sich die Bemerkung, dass sie als solche ja einige Erfahrung darin besaß, dicke Männer auszuziehen. Dennoch ging auch die Entkleidung nicht ohne Mühe vonstatten. Sie mussten ihn auf der Trage anheben und auf die Seite wuchten, um ihm die Ärmel herunterzukrempeln und den Mantel unter ihm hervorzuzerren. Darunter trug er ein weißes Unterhemd und eine rote Unterhose, als habe er auch bei der Farbgestaltung seiner Unterwäsche einen weihnachtlichen Dresscode einhalten wollen.

Wenn ein angezogener Toter schon Germers Abscheu erregte, tat dies ein halb nackter umso mehr.

»Ich meine ja nur«, sagte der Schiffsarzt. »Wie manche sich gehen lassen.«

Zugegebenermaßen hatte der Mann auf der Trage kein Kissen oder sonstiges Polster gebraucht, um seinen Bauch weihnachtsmanngerecht auszustopfen. Weich wölbte er sich unter seiner schwabbeligen Brust. Wie seine Arme und Beine war sie mit weißen Haaren bewachsen, die oben aus dem Ausschnitt des Unterhemdes quollen und ein wenig aussahen, als sei frischer Schnee auf ihn gefallen.

»Man könnte behaupten«, merkte Mary mit einem Blick auf Germers eigene Bauchregion an, »dass Sie, mein lieber Dr. Germer, ihm in Sachen Körperfülle in nichts nachstehen. Da stellt sich die Frage, ob sie der richtige sind, seine Lebensführung und Ernährung zu kritisieren.«

»Wie bitte?«, begehrte Germer auf. »Wie kommen Sie dazu ... Auf keinen Fall bin ich so ein Trumm wie der!«

Mary ersparte sich die Widerrede. Die Antwort lag ihrer Meinung nach auf der Hand. Auch sah sie davon ab, zu erwähnen, dass neben dieser ersichtlichen Übereinstimmung auch ein weihnachtlicher Vollbart Germer gut gestanden hätte. Dieser hätte zumindest den unteren Teil seines speckig glänzenden Gesichts verborgen. Je weniger man davon sah, dachte Mary, desto besser. Natürlich hätte Germer ihn orange färben müssen, damit er zu der Haartolle passte, die er sich sorgfältig über den Schädel kämmte, auf dem ansonsten nicht mehr viel wuchs. Sämtliche körperlichen Makel machte er durch ein aufgeplustertes Ego wett. Dadurch hinderten ihn weder Übergewicht noch kahle Stellen daran, sich für einen jungen Gott zu halten. Die ihm eigene Eitelkeit sorgte dafür, dass er auf jede Form von Kritik überaus empfindlich reagierte.

»Ich habe vielleicht ein oder zwei Pfund zu viel«, sagte er. »Das passiert halt um die Weihnachtszeit. Aber das macht mich ja eher stattlich.«

Er versuchte, den Bauch einzuziehen, ohne nennenswerten Erfolg. Er hatte einfach zu viel Masse. Mit beinahe flehendem Blick wandte er sich an seine Sprechstundenhilfe.

»Das sagst du doch immer, Molly. Oder? Ich bin doch kein Fettwanst wie der da!«

Molly Prendergast zog sich diplomatisch aus der Affäre.

»Komm schon, Germerchen.«

Sie klopfte ihm zärtlich auf seinen Bauch.

»Du weißt, ich mag dich, so wie du bist. Und jetzt hör auf, so gemein zu sein. Das ist immerhin der Weihnachtsmann.«

Wieder einmal kam Mary nicht umhin, sich zu fragen, warum sich diese so sympathische, intelligente und

noch dazu hübsche junge Frau mit einem aufgeblasenen Grobian wie Germer abgab. Aber sie wusste: Bei allen Rätseln, die sie auf dem Schiff gelöst hatte, würde sie auf dieses wohl nie eine Antwort erhalten.

»Okay, okay«, maulte Germer. »Ich mach ja schon.«

»Du bist ein Schatz, Germerchen.«

Dieser Meinung schloss Mary sich zwar nicht an. Aber sie war erleichtert, dass Molly mehr Erfolg hatte als sie. Germer hörte aus Prinzip nicht einmal auf den Kapitän, geschweige denn auf dessen Lebensgefährtin.

Aus einer Schachtel, die auf einem Metalltisch stand, zog Germer ein Paar Gummihandschuhe und streifte sie über seine wurstigen Finger. Dann näherte er sich dem Toten, was ihn unübersehbar Überwindung kostete, und fing an, ihn abzutasten. Mary hielt sich dicht bei ihm. So früh am Morgen verströmte Germer noch nicht seinen üblichen Geruch von Enzianschnaps (den er sich, vermutete Mary, gönnen würde, sobald sie und George die Krankenstation verlassen hatten). Der strenge Moschusduft seines Deos war jedoch nicht weniger aufdringlich. Immerhin war er so streng, dass es sogar jeglichen Leichengeruch überdeckte. Mary blieb sowieso nichts übrig, als das herbe Aroma in Kauf zu nehmen, wenn sie Germers Untersuchung verfolgen wollte. Als sie den Mantel des Weihnachtsmannes entfernt hatten, war ihr nichts aufgefallen, keine Stichwunden, keine Würgemale oder Ähnliches, das auf äußere Einwirkung hinwies. Sie wollte sicherstellen, dass Germer bei seiner genaueren Betrachtung nichts übersah – oder stillschweigend darüber hinwegging. Als Chief Medical Officer der *Queen Anne* oblag es ihm allein, die Todesursache offiziell festzustellen, ein Vorrecht, das er skrupellos missbrauchte. Wenn es eines gab, dass er mehr hasste als Tote, waren es ermordete Tote, die ihm und dem Schiffseigner, dem

Germer loyal ergeben war, Scherereien verursachten. So wenig Einsatz er auch im Allgemeinen in seinem Beruf zeigte, so erpicht war er stets darauf, Verbrechen an Bord zu vertuschen, damit der Ruf des Unternehmens bloß nicht durch einen Skandal in Mitleidenschaft gezogen wurde.

»Seine Name war Bjarne Holm«, sagte George, der mit Molly hinter Germer und Mary stehen geblieben war. Mary warf ihm einen fragenden Blick über die Schulter zu.

»Ich habe mich über ihn informieren lassen«, erklärte er, »während ich in der Lobby auf dich gewartet habe. Ich wusste, dass, sollte er tatsächlich tot sein, wir so viel wie möglich über ihn erfahren müssen.«

»Sehr vorausschauend«, lobte Mary. »Alle Achtung, Herr Kapitän.«

»Danke. Ich habe von der Besten gelernt. Holm stammte aus Norwegen.«

»Passend für einen Weihnachtsmann.« Mary wandte sich wieder dem Toten zu, während sie ihr Gespräch fortsetzten.

»Ja«, antwortete George. »Angestellt war er allerdings bei einer britischen Firma, die Weihnachtsmänner an unterschiedliche Auftraggeber vermittelt, an Kaufhäuser, an Unternehmen für Firmenfeiern. Daher war er kein offizielles Crewmitglied und hatte seine Kabine auch nicht im Besatzungsbereich, sondern auf Deck 5. Offenbar kam er letzte Nacht von dort oder zumindest aus dieser Richtung. Einige Passagiere haben ihn über die Gänge rennen sehen und sich heute früh bei meinen Leuten erkundigt, was es damit auf sich hatte.«

»Da stellen sich die Fragen«, sagte Mary, »warum er es so eilig hatte und ob er in die Lobby wollte oder es

einfach nicht weiter geschafft hat. Und falls dem so war, wohin er tatsächlich wollte und warum.«

Germer hatte derweil das Gesicht und den Hals des Toten betrachtet, anschließend seine Arme und Beine. Dadurch hatte er es so lang wie möglich aufgeschoben, sich mit seinem Bauch zu befassen, den er immer noch sichtlich unappetitlich fand (oder der ihn, wie Mary vermutete, an sein eigenes Übergewicht erinnerte, das sich nicht bestreiten ließ, egal, wie vehement Germer das versuchte). Nun blieb ihm nur noch dieser Teil der Leiche – oder der Lendenbereich. Die rote Unterhose hätte Germer aber vermutlich nur mit der Kneifzange angefasst. Trotz der Handschuhe griff er das Unterhemd mit den Fingerspitzen und entblößte den Bauch, der wie ein Hefeteig zu allen Seiten quoll. Germer nahm ihn in Augenschein und piekte ein wenig daran herum.

»Nichts«, sagte er. »Keine Wunden, kein Blut, keinerlei Anzeichen dafür, dass Gewalt im Spiel war.«

Er wirkte hochzufrieden, dass der Tote ihm entgegen seiner Befürchtung keine weiteren Komplikationen einbrocken würde. Es schien ihn mit Holm zu versöhnen. Er tätschelte ihm sogar freundschaftlich den Bauch, der dadurch leicht in Wallung geriet.

»Wie es aussieht, haben wir es mit einem natürlichen Tod zu tun. Ein Herzinfarkt wäre bei dem Fettwanst ja auch wirklich kein Wunder.«

Ein Schicksal, dachte Mary, das Germer möglicherweise auch drohte, vor allem bei seinem übermäßigen Schnapskonsum.

»Na, dann.«

Germer fasste das Unterhemd, um es wieder über den Bauch zu ziehen.

»Schön, dass wir das erledigt haben. Dann können wir ...«

»Warten Sie!«, rief Mary. »Da. Sehen Sie das?«

»Was denn?«, fragte Germer, dessen kurzzeitig gestiegene Stimmung direkt wieder in den Keller stürzte. Mary deutete auf eine Stelle in dem wabbeligen Fleisch, knapp über der Hüfte, wo der Bauch einen Fettwulst warf. Dort waren in der bleichen Haut mehrere kleine rote Punkte zu erkennen, relativ dicht beieinander.

»Das sind eindeutig Einstiche.«

George trat näher.

»Ja, und sie sehen frisch aus.«

»Blödsinn«, sagte Germer, den diese Verkündung in Hektik versetzte. »Das können auch ... Bestimmt ist es ein Ausschlag oder so etwas. Das muss gar nichts bedeuten.«

»Vielleicht hat ihm jemand Gift gespritzt«, sagte George.

»Lassen Sie uns mal keine voreiligen Schlüsse ziehen.«

Germer schien einer Panik nahe. Er hatte sich sicher auf ein geruhames Weihnachtsfest gefreut, bei dem er sich neben Enzianschnaps das eine oder andere Gläschen Eierlikör genehmigen und sich mit Keksen vollstopfen würde. Im Fall eines Mordes würde er diese schönen Pläne aufgeben müssen, um seine üblichen Vertuschungs- und Sabotageakte zu begehen, damit nichts darüber an die Öffentlichkeit gelangte. Eine Weihnachtskreuzfahrt mit ermordetem Weihnachtsmann war schließlich nichts, was das Schifffahrtsunternehmen in seine Werbebroschüre aufnehmen würde.

»Ich meine, vielleicht hat ihn irgendein Insekt gestochen oder ...«

Aber seine Einwände schienen ihn selbst nicht zu überzeugen.

»Schauen Sie mal hier!«

Mary, George und Germer wandten sich um. Während sie sich mit dem Toten befasst hatten, hatte Molly Prendergast den rotweißen Mantel und die Mütze genommen und sie an einen Haken an der Wand gehängt, der sonst für Kittel gedacht war. Nun hielt sie ihnen etwas hin, das auf den ersten Blick wie ein Filzstift oder ein breiter Kugelschreiber aussah.

»Das war in seiner Tasche.«

Germer nahm den Gegenstand, drehte ihn in der Hand – und lächelte.

»Ich weiß, was das ist.«

»Dann erleuchten Sie uns bitte«, sagte Mary.

»Aber gern. Es ist ein Insulin-Pen.«

Er schaute Mary und George triumphierend an, als hätte er persönlich diese bahnbrechende Entdeckung gemacht, die alle Fragen auf einen Schlag beantwortete und jeden Zweifel an seiner medizinischen Einschätzung zunichtemachte.

»Der Specksack war Diabetiker.«

»Das heißt«, sagte George, »dass die Einstiche von diesem Ding herrühren?«

»Ganz genau. Damit hat er sich sein Insulin verabreicht, um seinen Zuckerspiegel zu regulieren.«

Germer zog die Kappe des Pens ab, unter der eine kurze Nadel zum Vorschein kam. Den Daumen setzte er hinten auf den Druckknopf, mit dem die Injektion ausgelöst wurde. Dabei hielt er ihn eher wie einen Dolch statt eines medizinischen Geräts.

»Er hat es sich in die Bauchfalte gespritzt. Dadurch, dass er den Pen in seinem Mantel hatte, liefert er uns netterweise nicht nur Aufschluss über seinen gesundheitlichen Zustand, sondern auch über sein spontanes Ableben. Er muss einen Zuckerschock erlitten haben. Da wir keine anderen Anzeichen an ihm gefunden haben,

ist das die einzige Erklärung. Es passt perfekt zusammen. Das Rätsel ist gelöst und wir brauchen uns nicht länger mit ihm zu befassen!«

Vor Aufregung glänzte sein Gesicht noch stärker als sonst. Mary war es schleierhaft, wie es ihm selbst in diesem stark gekühlten Raum gelang, dermaßen zu schwitzen. Seinen Enthusiasmus teilte sie nicht.

»Es ist absolut nichts gelöst«, sagte sie. »Er hat ja ...«

»Papperlapapp«, fiel ihr Germer ins Wort. »Kommen Sie mir bloß nicht wieder mit Ihren bescheuerten Theorien. Offensichtlicher geht es doch nun wirklich nicht. Aber warten Sie, ich liefere Ihnen den endgültigen Beweis. Dann werden selbst Sie nichts mehr einwenden können.«

Er legte den Pen auf den Metalltisch.

»Molly, sei ein Schatz und hol mir das Testkit aus dem Untersuchungszimmer.«

»Natürlich, Germerchen.«

Sie eilte aus der Leichenkammer und kehrte kurz darauf mit einem kleinen Etui zurück, das sie Germer reichte. Der Arzt öffnete es, entnahm ihm ein schmales Gerät mit einem Display, eine kleine Dose und einige schmale blaue Plastikstücke. Er legte alles auf dem Tisch zurecht. Dann schaltete er das Gerät ein, das prompt einen Piepton von sich gab. An einem der Plastikstücke drehte er den oberen Teil ab. Darunter befand sich, wie bei dem Pen, eine dünne Nadel. Mit dieser trat Germer nun an den Toten und zapfte ein paar Tropfen Blut aus dessen Fingerspitze. In der Regel weigerte er sich, irgendeine Form von Untersuchung an jenen durchzuführen, die unter ungeklärten Umständen an Bord ums Leben gekommen waren. Schließlich konnte dabei etwas zutage treten, das ihm gar nicht gefiel. Jetzt aber, wo er hoffte,

seine Theorie zu bestätigen, legte er einen Eifer an den Tag, den Mary sonst nicht an ihm kannte.

Molly stand mit einem länglichen, mit Markierungen versehenen Papierstreifen bereit, den sie dem Döschen entnommen hatte. Auf diesen trüfelte Germer das Blut. Anschließend führte er den Streifen in eine Öffnung des Messgeräts ein. Nach wenigen Sekunden schon verkündete es durch ein weiteres Piepen, das die Analyse abgeschlossen war. Germer prüfte das Display, bevor er Mary und George das Gerät entgegenstreckte.

»Da! Habe ich es doch gewusst. Extrem erhöhte Blutzuckerwerte. Tödlich erhöht. Wir haben es also mit einem Diabetiker zu tun, der an einem Zuckerschock gestorben ist. Keinerlei Mysterium. Wie gesagt: Fall gelöst!«

Molly Prendergast sah ihn an, als wollte sie in Beifall über seine bahnbrechende Leistung verfallen, und unterließ es nur, weil es angesichts des Toten nicht angemessen gewesen wäre.

Mary runzelte die Stirn.

»Ihre Hingabe in allen Ehren, mein lieber Herr Doktor. Ich wünschte, Sie wären immer mit so viel Einsatzfreude bei der Sache. Leider ergibt Ihre Theorie überhaupt keinen Sinn.«

Germer sah sie genervt an. Für ihn, wusste sie, war sie eine ewige Querulantin, die auf nichts anderes aus war, als ihm das Leben schwer zu machen — was sie aus seiner Sicht nun wieder einmal unter Beweis stellte.

»Warum macht das bitte keinen Sinn?«

Er fuchtelte mit dem Gerät vor ihr herum.

»Das Ding lügt nicht. Sein Blutzucker ist durch die Decke gegangen. Das konnte er nicht überleben.«

»Aber er hätte es überleben müssen«, erwiderte Mary.
»Durch das Insulin.«

»Genau«, sagte George. »Ich verstehe, was du meinst, Mary. Die Einstiche zeigen ja, dass er sich das Insulin injiziert hat, und zwar offenbar vor Kurzem. Ich bin kein Fachmann, aber die wirken auf mich, als wären sie nur einige Stunden alt. Darum müssen wir uns fragen: Warum hat das Hormon seinen Blutzuckerspiegel nicht gesenkt und ihn gerettet?«

Germer zuckte beleidigt die Schultern.

»Was weiß ich? Vielleicht hat er es sich zu spät verabreicht oder sein Pen hat nicht ordentlich funktioniert.«

Er deutete auf die dicht gesetzten Punkte.

»Das würde auch erklären, warum er sich so oft damit gestochen hat.«

»Mein lieber Herr Doktor, ich bitte Sie. Es liegt doch wohl auf der Hand, dass hier irgendetwas nicht mit rechten Dingen zugegangen ist.«

»Bah!«

Germer vollführte eine wegwerfende Handbewegung.

»Sie wollen nur wieder Stunk machen. Sie werden uns noch allen das Weihnachtsfest verderben mit ihren Wahnvorstellungen und ihren paranoiden Anfällen.«

»Und Sie wollen nur wieder ein Verbrechen unter den Teppich kehren. Aber das habe ich in der Vergangenheit nicht zugelassen und das werde ich auch dieses Mal nicht tun. Ich werde alles unternehmen, was in meiner Macht steht, um herauszufinden, was es mit dem Tod dieses Mannes auf sich hat.«

»Ach ja?«

Germer reckte ihr seinen drallen Bauch entgegen.

»Na, versuchen Sie es doch. Aber Sie können sich darauf verlassen, dass ich ...«

Molly Prendergast schob sich zwischen sie.

»Vertragen Sie sich doch, Sie beide. Es ist schließlich Weihnachtszeit.«

»Apropos«, mischte sich nun auch George ein. »Ich gebe dir recht, Mary. Die Aufklärung dieses Todesfalls hat oberste Priorität und ich werde dich wie immer nach besten Kräften dabei unterstützen. Allerdings haben wir noch ein weiteres Problem. Im Vergleich zu einem möglichen Mord mag es nebensächlich erscheinen. Trotzdem müssen wir uns darum kümmern.«

»Welches Problem meinst du, George?«

»Nun ja.«

Der Kapitän wies auf den Toten auf der Trage.

»Wir befinden uns auf einer Weihnachtskreuzfahrt, bei der uns der Weihnachtsmann abhandengekommen ist. Der einzige, den wir hatten.«

»Es gab nur ihn?«

»Leider ja. Jemand muss einspringen.«

»Mal sehen«, überlegte Mary.

Es stimmte, was George gesagt hatte: Gegen ein Verbrechen war dies eine geringe Schwierigkeit. Nichtsdestotrotz war es eine, die sie beheben mussten.

»Vielleicht findet sich unter den Passagieren jemand.«
George schüttelte den Kopf.

»Ich glaube nicht, dass die Leute, die alle schon für ihre Kreuzfahrt bezahlt haben und ihren Urlaub genießen wollen, die Reise mit Arbeit verbringen möchten. Sie wollen schließlich selbst Weihnachten feiern. Abgesehen davon gäbe das Komplikationen mit unserer Personalabteilung und der Versicherung.«

Er schaute nachdenklich von Germer zu dem rot-weißen Mantel an der Wand. Mary schwante, was in ihm vorging.

»Ist das dein Ernst?«, fragte sie.

»Warum nicht? Was soll schon schiefgehen? Er muss

doch nichts weiter tun, als auf seinem Hintern zu sitzen, noch dazu in einem bequem gepolsterten Sessel. Das wird er doch wohl hinkriegen. Außerdem ist es die einzige Lösung, die mir gerade einfällt.«

Mary runzelte die Stirn, brachte jedoch keine weiteren Einwände vor. Einen besseren Vorschlag hatte sie auch nicht.

»Welche Lösung?«, fragte Germer, der nicht mitkam.

»Was halten Sie davon, Herr Doktor«, fragte George, »wenn Sie vorübergehend diese Rolle ausfüllen würden? Den Körperumfang hätten Sie.«

»Ich?«

Der Arzt riss die Augen auf und fuchtelte abwehrend mit den Händen.

»Nichts da. Das können Sie vergessen! Ich mache mich doch nicht zum Deppen. Schon gar nicht im Kostüm eines Toten.«

»Das werden wir natürlich reinigen.«

»Genau«, sagte Mary.

Sie war nach wie vor skeptisch, was Georges Plan anging, beschloss jedoch, ihn in Ermangelung einer Alternative darin zu unterstützen.

»Zum Deppen machen Sie sich sowieso regelmäßig. Da können Sie dabei zur Abwechslung wenigstens mal ein gutes Werk tun.«

Außerdem, dachte sie, hätte das einen weiteren großen Vorteil: Wenn Germer beschäftigt war, würde es ihm schwerer fallen, ihre Nachforschungen zu sabotieren. Abgesehen davon, dass es eine verlockende Vorstellung war, ihn als Weihnachtsmann zu erleben.

»Warum machen Sie es nicht, Herr Kapitän?«, fragte Germer. »Das ist doch Ihre Pflicht als Kommandeur. Als Schiffsarzt habe ich Besseres zu tun. Ich muss mich um Patienten kümmern.«

»Theoretisch ja«, erwiderte George. »Allerdings beschränken Sie sich bei ihren medizinischen Tätigkeiten ohnehin auf ein Minimum und leiten den größten Teil an die Schiffsapothekeweiter. Ein paar Stunden Weihnachtsmannschaft pro Tag werden Sie da leicht unterbringen können. Außerdem«, er zeigte auf Germers Wampe, »sind Sie schon rein äußerlich dafür besser geeignet als ich.«

Das stimmte zweifellos. Das Einzige, was George mit dem Weihnachtsmann gemeinsam hatte, war der Bart, der bei ihm allerdings nicht schneeweiß, sondern grau war, zu kurz und nicht so weich, sondern eher rau und borstig.

»Überlegen Sie mal«, legte Mary nach. »Eine Weihnachtskreuzfahrt ohne Weihnachtsmann — das wäre wirklich peinlich für den Schiffseigner und sein Unternehmen.«

Das war ein Argument, dem selbst Germer sich nicht verschließen konnte. Doch noch wollte er sich nicht fügen.

»Unter über tausend Crewmitgliedern wird sich ja wohl jemand finden, der auch ein bisschen ... stattlicher ist.«

»Ich fürchte«, sagte George, »die übrigen Besatzungsmitglieder halten sich alle zu fit.«

Mary war nicht sicher, ob es stimmte oder ob er flunkerte, um Germer eins auszuwischen. Verdient hatte er es.

»Ich habe aber doch gar keinen Bart!«, begehrte Germer auf.

»Keine Sorge«, sagte George. »Wir finden bestimmt einen zum Ankleben in unseren Theaterrequisiten.«

Germer wischte sich den Schweiß von der Stirn. Doch

schien ihm nichts weiter einzufallen, um sich aus dieser Misere zu befreien.

»Mein Gott, warum musste ausgerechnet ...«

Germer starrte feindselig auf den Toten, als hätte dieser es darauf angelegt, ihn in eine so verfängliche Lage zu bringen.

»Ach, Germerchen.«

Molly Prendergast schmiegte sich an ihn und rieb ihm den Bauch.

»Zier dich nicht so. Du darfst die armen Passagiere nicht enttäuschen.«

Sie lehnte sich zu ihm hin. Mary verstand zu ihrem Bedauern trotzdem jedes Wort.

»Außerdem können wir mit dem Kostüm ja noch andere ... lustige Sachen machen.«

Germer hob die Brauen.

»Du meinst ... wirklich? Der Weihnachtsmann?«

Molly lächelte verschmitzt.

»Ich hatte eben schon immer eine Schwäche für kräftige Männer.«

Germer fasste sie um die Hüfte und senkte seine Stimme in einen tiefen Tonfall.

»Hohoho, warst du etwa kein braves Mädchen?«

Molly kicherte.

»Meine Güte!«, stöhnte Mary. »Vielleicht könnten Sie für Ihre Techtelmechtel zumindest einen angemessenen Ort finden als eine Leichenhalle mitsamt einem Toten.«

Germer ließ seine Sprechstundenhilfe los. Prendergast schien die Leiche tatsächlich für den Augenblick vergessen zu haben. Jetzt setzte sie eine schuldbewusste Miene auf.

»Einverstanden«, verkündete der Arzt. »Ich mache es.«

Nach dem, was er gerade gehört hatte, schien George seinen Vorschlag fast zu bereuen. Aber jetzt war die Sache entschieden.

»In Ordnung. Denken Sie nur bitte daran, Ihre Aufgabe zu erfüllen und zu den entsprechenden Zeiten Ihren Platz einzunehmen – und das Kostüm nach etwai- gen ... Sonderaktionen noch einmal besonders gründlich zu reinigen.«

Germer schnappte sich die Weihnachtsmannmütze vom Haken, setzte sie auf und salutierte spöttisch.

»Aye, aye, Herr Kapitän!«

Sein Widerwille, das Kostüm eines Toten anzuziehen, hatte sich ziemlich schnell gelegt. Mary fragte sich, was stärker wog, das Pflichtbewusstsein gegenüber dem Unternehmenschef oder die Aussicht auf schmutzige Rollenspiele mit seiner Sprechstundenhilfe. Eine Vorstellung, mit der Mary sich lieber nicht näher beschäftigen wollte. Da war sie beinahe froh, dass der Tod des Weihnachtsmannes sie vollkommen einnahm. Durch die Erkenntnisse dieser Untersuchung war er schließlich noch mysteriöser geworden.

4

»Wie übel steht es bitte um die Welt, wenn jemand den Weihnachtsmann kaltmacht? Was kommt als Nächstes — jemand kidnappt den Osterhasen?«

»Es steht ja noch nicht hundertprozentig fest, dass es Mord war, Sandra.«

»Na ja, aber Sie haben schon recht, die Sache ist nicht ganz kosher. Wer würde den Weihnachtsmann killen — Knecht Ruprecht? Vielleicht hatte der keinen Bock mehr, gehasst und gefürchtet zu werden, während den Weihnachtsmann alle super finden.«

»Ich hoffe, wir wissen bald mehr. Vielleicht schon in ein paar Minuten.«

Die beiden Frauen gingen über die Korridore von Deck 5 auf die Kabine von Bjarne Holm zu. Sandra, in ihrer hellblauen Uniform, schob den Wagen, der auf der einen Seite mit Reinigungsmitteln, Putzlappen und ähnlichen Utensilien, auf der anderen mit frischen Handtüchern, Toilettenpapier, Seifenpackungen und dem Übrigen bestückt war, das Sandra brauchte, um die Unterkünfte der Passagiere auf Vordermann zu bringen. Ohnehin nicht begeistert von ihrem Job, war sie auch heute nicht böse, eine Pause einzulegen, um mit Mary Nachforschungen anzustellen. Da ihre Hilfe für Mary inzwischen unverzichtbar geworden war, gewährte ihre Chefin, die Concierge, ihr einen gewissen Freiraum, solange Sandra es nicht übertrieb und die versäumte Aufräumarbeit nachholte, bevor Beschwerden eingingen.

Sie erreichten die Kabine. Sandra stellte ihren Wagen

an der Wand ab und zückte ihre Generalschlüsselkarte, mit der sie sämtliche Passagierkabinen öffnen konnte. Sie wollte auf die Tür zutreten, als Mary ihr ein Zeichen gab, innezuhalten.

»Schauen Sie, Sandra«, sagte sie leise.

Die Tür stand einen Spaltbreit offen.

»Meinen Sie, er hat sie gestern Nacht offen gelassen?«

Auch Sandra senkte unwillkürlich die Stimme.

»Möglich. Oder wir sind nicht die Einzigen, die auf den Gedanken gekommen sind, sich darin umzusehen.«

»Verdammt, Sie haben recht.«

Sandra starrte auf die Tür, als könnte sie mit einem Röntgenblick ins Innere schauen.

»Meinen Sie, derjenige ist noch da drin?«

»Ich schätze, wir werden es herausfinden.«

Vorsichtig näherte Mary sich der Tür. Sandra steckte die Schlüsselkarte weg und griff sich stattdessen ein Kehrblech von ihrem Wagen. Da es aus Plastik und nicht etwa aus Metall war, zweifelte Mary, ob es eine brauchbare Waffe abgab.

»Was haben Sie vor?«, fragte sie. »Wollen Sie ihn aufkehren?«

»Ganz genau«, sagte Sandra. »Nachdem ich ihn zu Staub gekloppt habe.«

Sie wirkte so entschlossen, als könnte sie mit ihrer Beheftswaffe sogar einen Eisbären zur Strecke bringen. Schlagbereit baute sie sich hinter Mary auf.

Mary lauschte. Durch den Türspalt drangen keine Geräusche, die darauf schließen ließen, dass sich jemand in der Kabine zu schaffen machte, etwa Schubladen aufzog oder einen Schrank durchwühlte. Mary war kurz davor, die Tür weiter zu öffnen. Dann jedoch meinte sie, dahinter Atemzüge zu hören, mühsam beherrscht, als stünde, genau wie sie hier auf dem Gang, dicht hinter

der Tür jemand, der ebenfalls angespannt lauschte, was auf der anderen Seite vor sich ging. Wer immer sich in der Kabine befand, musste ihre Stimmen und Schritte gehört haben. Ohne weitere Fluchtmöglichkeit wartete er, was sie als Nächstes tun würden. Und noch etwas nahm Mary nun wahr: Der schwere Geruch von Veilchen waberte durch den Spalt, aufdringlich und unangenehm. Mary überlegte, die Person zu warnen, sie aufzufordern, herauszukommen. Aber es schien ihr offensichtlich, dass sie damit keinen Erfolg haben würde. Wer auch immer ihr getrennt durch die Tür gegenüberstand, hatte offensichtlich nicht die Absicht, sich ohne Weiteres zu erkennen zu geben. Zumal wussten sie nicht, ob er oder sie bewaffnet war – und vielleicht mit etwas Gefährlicherem als einem Kehrblech.

»Was sollen wir machen?«, flüsterte Sandra.

Mary wagte nicht, zu sprechen. So nah, wie sie beieinander waren, hätte ihr Gegenüber sicher jedes Wort mitbekommen. Stattdessen gab sie Sandra durch Gesten zu verstehen, Verstärkung zu verständigen. Sandra nickte. Ohne das Kehrblech zu senken, zog sie ihr Handy hervor, um, wie Mary vermutete, ihrem Freund Antonio per SMS Bescheid zu geben. Der kräftige Maschinist und einige seiner Kollegen wären genau die Unterstützung, die sie gerade brauchten. Allerdings würden sie, selbst wenn sie sofort alles stehen und liegen ließen, eine Weile brauchen, bis sie von ihrer Arbeitsstätte im Schiffsbauch nach hier oben gelangten.

Wer immer in der Kabine war, hatte nicht vor, ihnen diese Zeit zu geben. Sei es, dass er ahnte, was sie vorhatten, sei es, dass er die Anspannung nicht mehr aushielt – er war nicht bereit, tatenlos abzuwarten, bis sie ihn dingfest machten.

Ohne jede Vorwarnung wurde die Tür aufgerissen.

Mit einem Schrei stürzte eine Gestalt aus der Kabine und rampte Mary nach hinten. Sie stolperte und prallte gegen die Wand. Die Gestalt trug einen dunklen Kapuzenpullover, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen, sodass Mary es nicht erkennen konnte. Noch dazu, weil alles so ungeheuer schnell ging. Sie konnte nur feststellen, dass die Person von gedrungener Statur war. Dafür war sie jedoch erstaunlich flink. Sie war an Mary vorbei, bevor diese das Gleichgewicht zurückerlangt hatte, und hastete auf Sandra zu. Sandra, in der einen Hand ihr Handy, in der anderen das Kehrblech, schwang ihre Waffe. Es gelang ihr, sie dem Flüchtenden überzuziehen und ihn aus der Bahn zu werfen. Mit einem Grunzen taumelte er gegen den Reinigungswagen und riss ihn um, sodass Flaschen und Handtücher herausfielen und Toilettenpapierrollen über den Gang kullerten. Er selbst jedoch hielt sich auf den Beinen und hastete weiter. Der Wagen lag wie eine Barriere vor Mary und Sandra. Aber auch ohne ihn hätten sie ihn nicht erwischt. Bevor sie sich hinreichend gefasst hatten, um die Verfolgung aufzunehmen, war er bereits um die nächste Ecke verschwunden.

»Verdammt!«

Sandra ließ das Kehrblech sinken und blickte fassungslos den Gang hinab.

»Was zum Geier war das denn?«

»Das«, Mary strich ihren Rock glatt, »war der nächste Hinweis darauf, dass es bei diesem Todesfall nicht mit rechten Dingen zugeht.«

Sie zog ihr eigenes Handy hervor, um George zu informieren. Vielleicht gelang es den Crewmitgliedern, die Gestalt im Kapuzenpulli zu fassen. Große Hoffnung machte sie sich darauf allerdings nicht. Auf diesem riesigen Schiff mit seinen zahllosen Gängen war es leicht, unterzutauchen. Aber versuchen mussten sie es. Nachdem

sie die Nachricht abgesetzt hatte, half sie Sandra, den Wagen aufzurichten und die Gegenstände, die herausgefallen waren, aufzuheben und wieder darauf zu verstauen.

»Von dem Schrei her würde ich sagen, das war ein Mann«, sagte Sandra.

»Da stimme ich Ihnen zu.«

»Was hat er wohl hier gewollt?«

»Es gibt nur zwei Erklärungen: Entweder er wollte etwas holen, das für ihn von Wert ist, von finanziellem oder einem anderen. Oder er wollte Beweise verschwinden lassen.«

»Beweise für den Mord, den er begangen hat.«

»Möglich. Und wir haben ihn dabei überrascht. Sehen Sie.« Mary wandte sich zur Tür. »Sie wurde nicht aufgebrochen. Wer immer dort drin war, hat eine Schlüsselkarte benutzt.«

»Sie meinen, das war ein Crewmitglied?«

»Denkbar ist es. Wobei wir uns nicht zu schnell festlegen sollten. Es gibt schließlich auch andere Möglichkeiten, sich eine solche Karte zu beschaffen, durch Diebstahl zum Beispiel.«

»Es sah nicht aus, als hätte er etwas dabei. Vielleicht haben wir ihn daran gehindert, mitzunehmen, was er wollte.«

»Hoffentlich. Dann hätten wir eine Chance, es zu finden. Komm, Sandra, sehen wir uns da drinnen mal um.«

»Einverstanden.«

Die beiden betraten die Kabine.

5

»Igitt, ist das eklig.«

Das Veilchenaroma, das in der Luft hing, war nicht ganz so schlimm wie Germers herber Moschusduft, dabei nicht weniger penetrant. Sandra hielt sich die Nase zu und wedelte mit der Hand vor ihrem Gesicht.

»Davon wird einem ja schwindelig. Ist dem Weihnachtsmann sein Parfüm ausgelaufen oder so?«

»Nein, ich denke, diesen ›Wohlgeruch‹ hat unser Freund zurückgelassen, der es so eilig hatte.«

Mary öffnete das Fenster. Eine kühle Meeresbrise zog herein und dünnte den Dunst aus. Sandra atmete erleichtert durch und ließ ihren Blick durch die Kabine schweifen.

»Sieht nicht gerade so aus, wie ich mir die Unterkunft des Weihnachtsmanns vorgestellt hätte. Da hätte ich Tannenzweige, Kerzen und Lametta erwartet.«

Stattdessen war die Kabine mit weniger feierlichen Gegenständen geschmückt. Kleidungsstücke lagen auf dem Boden herum, ein paar Zeitschriften auf dem Tisch und dem ungemachten Bett. Das Einzige, was glitzerte und glänzte wie Christbaumkugeln und an Weihnachten denken ließ, waren die zahllosen Süßigkeitenverpackungen, Pralinen- und Bonbonpapiere, die überall in der Kabine verteilt waren. Auf dem Nachttisch war ein Vorrat an Naschwerk angehäuft, der für mehrere Weihnachtsfeste gereicht hätte. Eine ganze Armee von Schoko-Weihnachtsmännern, manche teilweise ausgewickelt und angebissen, mehrere Tüten Dominosteine und Mar-

zipankartoffeln, einige offen, dazu eine große Kiste mit Lebkuchen, Zimtsternen und anderem Gebäck. Wie schon Holms Übergewicht zeigte all dies, dass er mit seinem Lebensstil nicht unbedingt Rücksicht auf seine gesundheitliche Verfassung genommen hatte. Dabei wäre das für ihn als Diabetiker unerlässlich gewesen.

»Wow«, sagte Sandra. »Der war ein richtiges Schleckermaul. Kein Wunder, dass er zuckerkrank war.«

»Und ihm seine Naschsucht zum Verhängnis geworden ist.«

Vor Marys Füßen lag, ungefähr in der Mitte des kleinen Raumes, eine weiß-rot gekringelte, halb gelutschte Zuckerstange.

»Wie es aussieht, hat er sich auch an den Süßigkeiten bedient, die er eigentlich an die Kinder verteilen sollte.«

Sandra nahm die Stange in Augenschein.

»Dass die hier so mitten im Zimmer liegt ... Glauben Sie, es war die letzte Süßigkeit, die er sich jemals gegönnt hat?«

»Das kann sein. Vielleicht hat er sie einfach fallen gelassen, als er aus seiner Kabine gestürzt ist.«

Sandra beugte sich über die Zuckerstange und beäugte sie skeptisch.

»Meinen Sie, das Ding ist vergiftet?«

»Ich weiß nicht. Solche tiefgehenden Untersuchungen, die Gift in Holms Körper hätten feststellen können, hat Germer nicht vorgenommen. Allerdings brauchte es ja durch seine Krankheit gar kein Gift, um ihn umzubringen. Die ganzen Süßigkeiten hier konnten das erledigen. Sie scheinen wirklich die Vermutung zu bestätigen, die unser hochgeschätzter Schiffsarzt geäußert hat: Dass Holm durch einen Zuckerschock getötet wurde. Vielleicht hat er ihn sogar selbst herbeigeführt.«

»Ja«, meinte Sandra. »Und diese Zuckerstange ist ihm zum Sargnagel geworden.«

Sie schauten sich genauer in der Kabine um. Da dies nicht das erste Mal war, dass sie gemeinsam so eine Aktion durchführten, waren sie darin routiniert und brauchten sich nicht erst darüber zu verständigen, wie sie vorgehen würden. Sandra durchsuchte den Schrank, in dem sich Hemden und Hosen in Übergrößen, aber nichts Hilfreiches befand. Mary blätterte einige der Zeitschriften durch, die offenbar Holms einzige Lektüre gewesen waren. Eine, der er reichlich gefrönt hatte. Jedenfalls lag gut ein Dutzend von ihnen hier herum. Zu einem guten Teil handelte es sich um Reisemagazine. Allerdings befassten sie sich nicht mit den Gebieten, in denen die *Queen Anne* gerade unterwegs war. Stattdessen stellten sie die Karibik und andere Weltteile vor, die, statt mit Eis und Schnee, mit sonnenbeschienenen Stränden, Palmen und türkis glitzerndem Meer aufwarteten.

»Unser Weihnachtsmann hat wohl in Erwägung gezogen, seinen Wohnsitz vom Nordpol in wärmere Gefilde zu verlegen.«

»Kann ich gut verstehen«, meinte Sandra. »Ich meine, vom Nordpol sind wir ja noch ein gutes Stück entfernt. Aber trotzdem ist es schon echt eisig.«

Mary konnte ihr nur zustimmen. In der kurzen Zeit, die sie hier waren, war es frostig in der Kabine geworden. Der Veilchenduft hatte sich aufgelöst. Sandra schüttelte sich und schloss das Fenster. Der Ozean dahinter war eine graue, wogende Fläche. Dies und der kalte Wind, der darüberstrich, machten klar, dass die Wassertemperatur nicht gerade zum Schwimmen einlud. Selbst in einem Neoprenanzug, dachte Mary, hätte man es darin nicht lang ausgehalten — oder überlebt.

»Ich freue mich schon«, fuhr Sandra fort, »Eisberge

zu sehen und mal wieder Schnee. Aber leben möchte ich nirgendwo, wo man sich ständig dick einpacken muss, um sich nicht den Hintern abzufrieren, und wo es immer früh dunkel wird oder monatelang nicht hell. Wenn ich aus Norwegen wäre wie Holm, würde ich auch lieber weißen warmen Sand als Schnee um mich haben – wenigstens auf Fotos.«

»Neben Südseereisen und Süßkram scheinen Autos seine Leidenschaft gewesen zu sein.«

Mary nahm ein Magazin von einem Stapel Motorsporthefte und schlug einige der Seiten auf, die mit Eselsohren markiert waren und Ferraris, Porsches und weitere kostspielige Sportwagen zeigten.

»Abgesehen von kalten Regionen gab es offenbar noch anderes am traditionellen Lebensstil des Weihnachtsmannes, von dem er nicht begeistert war. Statt einem Schlitten mit neun Rentierstärken wollte er wohl lieber einen mit 200 Pferdestärken unter der Motorhaube.«

»Mit dem Job auf dem Schiff konnte er sich jedenfalls nicht genügend Kohle für so eine Luxuskarosse zusammensparen. Da musste er schon darauf hoffen, dass ihm das Christkind eine bringt. Sehen Sie mal hier, Mrs. Arrington.«

Sandra war vor dem schmalen Tisch in die Hocke gegangen. Darunter lagen weitere bunte Glitzerpapiere. Zwischen ihnen jedoch fanden sich einige schmale Glasröhrchen, vier oder fünf. Sie schienen allesamt leer zu sein. Mary legte die Zeitschrift beiseite, beugte sich unter den Tisch und hob eines von ihnen auf.

»Ich glaube, das sind Patronen für seinen Insulin-Pen.«

Aus dem Unrat auf dem Tisch zog sie eine platt ge-

drückte Pappschachtel hervor, die laut ihrer Aufschrift ebensolche Patronen enthalten hatte.

»Damit haben wir die Bestätigung, dass er sich das Insulin gespritzt hat«, sagte Mary. »Und zwar, wie die Einstichlöcher schon gezeigt haben, gleich mehrfach und kurz hintereinander. Es muss also dringend gewesen sein.«

»Aber warum hat es nicht geholfen?«

»Ich weiß es nicht.«

Ein winziger Rest klarer Flüssigkeit war in dem Röhrchen in Marys Hand übrig geblieben. Mary hob es an ihre Nase und roch. Sie hatte keine Ahnung, wie Insulin zu riechen hatte. Allerdings, schien ihr, ganz und gar nicht so wie diese Substanz. Sie drehte das Röhrchen um und klopfte mit der Öffnung sachte in ihre Handfläche. Ein paar Tröpfchen fielen auf ihre Haut. Mary tunkte ihren Zeigefinger hinein und führte ihn zum Mund.

»Was zum Geier machen Sie?«, rief Sandra erschrocken. Sie schien kurz davor, Marys Arm zu packen. »Sie wollen doch wohl nicht das Zeug probieren, an dem wahrscheinlich jemand krepirt ist!«

Mary lächelte.

»Ganz ruhig, Sandra. Wir haben doch schon festgestellt, dass es höchstwahrscheinlich kein Gift ist, was Holm getötet hat.«

»Das heißt noch lang nicht, dass wir das Zeug da schlürfen sollten.«

»Keine Panik. Ich bin ziemlich sicher, dass es harmlos ist – zumindest unter gewissen Umständen.«

Sandra, offenkundig alles andere als überzeugt, runzelte die Stirn.

»Na, wenn Sie damit nicht auf ein verfrühtes Weihnachtswunder hoffen. Aber ist ja Ihr Leben. Also Prost!«

Mit einem Ausdruck zwischen skeptisch und angewi-

dert sah sie zu, wie Mary die Fingerspitze in den Mund steckte. Sie schürzte die Lippen und schmatzte leicht, während sie sich auf den Geschmack konzentrierte.

Dann nickte sie.

»Wie ich es mir gedacht habe.«

»Wie haben Sie es sich denn gedacht?«, fragte Sandra.

Sie schien noch immer verstört von dieser Aktion, auch wenn Mary nicht auf der Stelle tot umgefallen war.

»Es ist süß.«

»Süß?«

Sandra zuckte die Schultern.

»Na, wenn schon. Es gibt bestimmt auch süßes Gift.«

»Sicher. Aber das ist hier ist keines. Es handelt sich um eine Zuckerlösung.«

Sandra schaute sie an, als verstünde sie die Welt nicht mehr.

»Wie, Zuckerlösung? Ich kenne mich damit nicht aus. Aber soweit ich weiß, ist Zucker das Letzte, was in einem Insulinröhrchen sein sollte.«

»Da haben Sie recht. Das wusste auch derjenige, der das Insulin dagegen ausgetauscht hat.«

»Der Typ, der uns gerade über den Haufen gerannt hat«, rief Sandra, erschüttert von ihrer Erkenntnis. »Er wollte die Röhrchen verschwinden lassen, damit ihm keiner etwas nachweisen kann.«

»Das denke ich auch. Er wollte seinen Mord vertuschen. Denn um nichts anderes handelt es sich. Seinetwegen hatte Holm keine Möglichkeit, seinen Zuckerspiegel zu senken und sich zu retten. Es muss ungefähr so abgelaufen sein: Holm kehrte von seinem Auftritt als Weihnachtsmann zurück in seine Kabine. Bevor er auch nur daran dachte, sein Kostüm abzulegen, beschloss er, sich eine kleine Stärkung zu gönnen, zur Belohnung für seine Arbeit. Während er sich an seinen Süßigkeiten güt-

lich tat, muss ihm eingefallen sein, dass es eine gute Idee sein könnte, der Zuckerzufuhr mit Insulin entgegenzuwirken. Vielleicht spürte er einen Schwindel oder Unwohlsein. Also injizierte er sich eine Dosis. Doch diese brachte nicht den gewünschten Effekt. Also spritzte er sich eine weitere, dann eine weitere, in wachsender Verzweiflung – und ohne Erfolg. Er ahnte nicht, dass er alles nur noch schlimmer machte, indem er sich unwissentlich mehr und mehr Zucker spritzte.«

»Aber weil sein Zustand sich nicht gebessert hat«, sagte Sandra, »ist ihm klar geworden, dass er Hilfe braucht. Deshalb hat er seine Kabine fluchtartig verlassen und ist durch die Gänge gehetzt. Wahrscheinlich wollte er auf die Krankenstation, um sich richtiges Insulin verabreichen zu lassen. Nur ist er nicht weiter gekommen als bis in die Lobby.«

Mary wiegte den Kopf.

»Ich weiß nicht, Sandra.«

Sie zeigte auf den Nachttisch, wo die Schoko-Weihnachtsmänner ein Telefon umstellten.

»Er hätte auch von hier anrufen und Hilfe kommen lassen können. Gut, es ist möglich, dass er in seinem Zustand nicht mehr klar denken konnte und in Panik geraten ist. Aber etwas anderes erklärt das nicht.«

»Was denn, Mrs. Arrington?«

»Warum er seinen Sack mitgenommen hat. Der lag ja in der Lobby neben ihm.«

Sandra verzog das Gesicht, während sie diese Information auf sich wirken ließ.

»Stimmt. Das ergibt überhaupt keinen Sinn. Er musste schnell jemanden finden, es ging schließlich um sein Leben. Er war ja nicht gerade eine Sportskanone. Warum sollte er sich extra Ballast auf den Rücken laden, durch den er noch langsamer vorankam?«

Mary betrachtete das Röhrchen in ihrer Hand, die Süßigkeiten und die Zeitschriften in der Kabine des Toten.

»Das, Sandra, ist eine der zahlreichen Fragen, die wir beantworten müssen.«